

## »Seht, welch ein Mensch!«

Von Karl R a h n e r S. J., Innsbruck

Der Mensch ist ein vielfältiges und wandelbares Wesen. Es ist ihm nicht vergönnt und auch nicht zugemutet, immer derselbe zu sein. Darum ist es schwer zu sagen, wer und was er eigentlich ist. Von vielem mag er selbst nicht gern reden. Er flieht vor sich selbst. Er bringt das fertig, weil man ja auf sich nur reflektiert und von sich nur redet, wenn man Zeit und Muße hat. Aber zu dem, was er ist, gehört auch jenes Unsagbare, darin er verstummt. Wie sähe wohl das Bild des Menschen aus, das gerade dies zeigt, was er ist und sich zu sein weder eingestehen will noch zu sein bereit ist?

Es müßte das Bild eines Sterbenden sein. Denn wir wollen ja nicht sterben und sind doch so dem Tode ausgeliefert, daß er als die unheimliche Macht schon alles im Leben durchwaltet. Der Sterbende müßte hängen zwischen Himmel und Erde. Denn wir sind weder da noch dort ganz zu Hause, weil der Himmel fern und die Erde auch keine zuverlässige Heimat ist. Er müßte allein sein. Denn wenn es auf das Letzte ankommt, haben wir den Eindruck, daß sich die andern scheu und verlegen empfehlen (weil sie ja schon mit sich nicht fertigen werden) und uns allein lassen. Der Mensch auf dem Bild müßte wie gepfählt sein durch eine Horizontale und eine Vertikale. Denn der Schnittpunkt zwischen der in Breite alles umfassenwollenden Horizontale und der steil nach oben das alleinige Eine exklusiv wollenden Vertikale geht mitten durch das Herz des Menschen und zerschneidet es. Er müßte festgenagelt sein. Denn unsere Freiheit auf dieser Erde mündet aus in der Notwendigkeit der Not. Er müßte ein durchbohrtes Herz haben. Denn am Ende hat sich alles in einen Speer verwandelt, der unser letztes Herzblut verrinnen läßt. Er müßte eine Dornenkrone tragen. Denn die letzten Schmerzen kommen vom Geist, nicht vom Leib. Da aber schließlich alle Menschen so sind wie dieser eine, müßte der Einsame doch noch umgeben sein von seinen Abbildern, die genau so sind wie er. Dann könnte man den einen verzweifelt malen und den andern hoffend. Denn wir wissen ja nie recht, ist in unserem sterbenden Herzen mehr Hoffnung oder mehr Verzweiflung. Dann wäre das Bild ungefähr fertig. Es zeigte nicht alles vom Menschen, aber das, was uns von uns gezeigt werden muß, weil wir das nicht wahrhaben wollen (die Verzweiflung darüber ist auch nur eine andere Form des Nichtwahrhabenwollens), und alles andere, was wir noch sind, uns nicht gezeigt zu werden braucht, da wir es eh und je schon fröhlich wissen. Was so uns gezeigt wurde von uns, stellt uns in Frage und ist die Frage an uns, die wir von uns allein nicht beantworten können.

Dieses Bild von uns, das wir nicht gern sehen, hat Gott am Karfreitag seines Sohnes uns vor Augen gestellt. Als dieses Bild vor uns aufgerichtet werden sollte, sagte einer: „Sehet da den Menschen“ (Joh 19, 5), und der Apostel schreibt von den Christen, sie seien die, denen Jesus Christus als Gekreuzigter vor Augen gezeichnet wurde (Gal 3, 1). Es ist den einen ein Skandal, den andern eine Torheit, denen aber, die berufen sind, Gottes Kraft und Gottes Weisheit (1 Kor 1, 23f.). Wenn Gott uns so das Bild, nach dem wir geschaffen sind, vor Augen stellt, dann blicken wir, wenn wir es betrachten, nicht bloß in die Fragwürdigkeit unseres Daseins. Dann gibt Gott uns, indem er uns vor *die* Frage zwingt, die *wir* sind, auch seine eigene Antwort zu dieser Frage. Nur weil er die Antwort weiß, hat er ja im Spiel seiner unbegreiflichen Liebe uns erfunden, die wir die Frage sind. Und da sein ewiges Wort selbst Mensch geworden ist und als der Mensch schlechthin am Kreuz unseres Daseins starb, hat er uns seine Antwort gesagt und so uns allererst Mut gemacht, unser uns verhehltes Bild anzublicken, es in unseren Kammern aufzuhängen, an die Wege zu stellen und auf die Gräber zu pflanzen.

Inwiefern ist es die Antwort Gottes auf die Frage, die wir selber sind?

Man könnte die Antwort darauf in einem Satz sagen, den die Väter der Kirche immer wieder aussprachen: „Alles, was angenommen wurde, ist erlöst“. Alles, was ER angenommen hat, ist erlöst, weil es so Gottes Leben und Gottes Schicksal selber geworden ist. Er hat den Tod angenommen; also muß er mehr sein als der Untergang in die leere Sinnlosigkeit. Er hat es angenommen, verlassen zu sein; also muß die erstickende Einsamkeit noch die Verheißung seliger Nähe Gottes in sich bergen. Er hat die Erfolglosigkeit angenommen. Also kann der Untergang ein Sieg sein. Er hat die Gottverlassenheit angenommen. Also ist Gott nahe auch dort, wo wir von ihm uns verlassen meinen. Er hat alles angenommen, also ist alles erlöst.

Wir merken es nicht? Wir verfangen uns in der würgenden Unbegreiflichkeit und Ausweglosigkeit unseres Daseins? Wir spüren es nicht, daß alles erlöst ist? Wir meinen, die Finsternis des Karfreitags von damals sei eigentlich geblieben? Wir meinen, wir könnten ihn, den Gekreuzigten, als Bild unseres Daseins hinnehmen, aber wir wüßten nicht, wie dieser Mann der Schmerzen und des dunklen Todes auch Gottes Heil und Licht über unserem sterbenden Leben sei? Wie geschieht das Wunder des Karfreitagsglaubens? Er ist das Wunder der Gnade. Man kann für ihn keine Anweisung geben.

Aber: wenn wir hinknien unter das Kreuz, wenn wir da beten: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben, wenn wir wenigstens einen Augenblick lang allem andern Schweigen gebieten, der Qual des eigenen Herzens und der bohrenden Frage des Geistes, wenn wir schweigen, damit wir *hören* können, und dann von diesem Menschen da aus der tödlichen Finsternis seines Ster-

bens nur das eine Wort hören: Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist, dann – o Wunder der Gnade – können wir glauben, daß alles angenommen und alles erlöst ist. Denn, laßt uns genau hinschauen und hören!

Es ist einer in Todesnot gekommen. Es ist ihm nichts erspart geblieben. Er hat sich nichts vorgemacht. Tod ist Tod. Er hat darauf verzichtet, dabei heroisch zu sein. Er hat auf jede Pose verzichtet. Er war keiner, der im Tod noch schauspielert. Er wußte, was im Menschen ist. Die um ihn waren, haben ihm darum den Tod nicht leichter gemacht, weder die einen, die wir seine Feinde nennen, die sich auch so fühlten, für die er aber betete, – noch die paar andern, die ihm, weil er es fertig brachte, an sie noch im Tod liebend zu denken, das Sterben noch schwerer machten. Er hatte den Bodensatz des Bechers des Daseins auf seinen Lippen. Es war alles finster, außen und innen. Er war allein mit der ersticken Bosheit der ganzen Welt, die dumm ist und doch höllisch böse. Er wußte, daß die Schuld der Welt, die würgend nach seinem Herzen und Leben griff, kein Mißverständnis war, das sich, genau besehen, als harmloses Mißverständnis aufklärt. Es war die unbegreifliche Schuld, die Verdammnis gebiert. Mit ihr war er allein. Das Licht der Nähe des Vaters war wie verwandelt in das finstere Feuer des Gerichtes. Nur noch Verlassenheit und Ohnmacht war, brennend und unsagbar tot zumal. Der Tod schlechthin war in sein Herz gestiegen und stach in die innerste Mitte seines menschlichen Daseins. Der absolute Tod. „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Und da alles so war, so verloren und tot, da sagte er – hörst Du –: Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist! Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, wenn man sich in unbegreiflicher Liebe eins gewollt hat mit der Sünde der Welt. Und er sagte dennoch, da, als er so fiel: Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist! Wenn es ein Wort gibt, das aus sich heraus glaubwürdig ist, dann ist es dieses. Dieses Wort, von ihm in diesem Augenblick gesprochen, muß angekommen sein. Es gibt Gott, den Vater. In seine Hände kann man alles legen. Alles. So, daß alles angenommen ist.

Man ist nicht gezwungen, diesem Wort vom Kreuz herunter zu uns und hinein in die Abgründe des Geheimnisses des Daseins zu glauben. Aber man kann es. Man muß nur IHM zuhören und IHN anschauen. Dann spricht der Gekreuzigte, das Bild unseres Daseins, auch die Antwort, die in ihm, dem menschgewordenen göttlichen Wort, Gott auf die Frage gegeben hat, die wir sind.